Kurt Kusenberg

KEIN TAG WIE JEDER ANDERE

Geschichten



Wallstein

Kurt Kusenberg
Kein Tag wie jeder andere

Kurt Kusenberg
Kein Tag wie jeder andere

Herausgegeben von Barbara Kusenberg
Mit Nachworten von
Barbara Kusenberg und Jan Philipp Reemtsma

WALLSTEIN VERLAG

© Wallstein Verlag
Göttingen 2027

Wallstein Verlag GmbH
Geiststraße 11
37073 Göttingen
www.wallstein-verlag.de
info@wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Fleischmann
Umschlaggestaltung: ######
Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-8353-6301-4

Zwist unter Zauberern

Es waren einmal zwei Zauberer, die konnten einander auf den Tod nicht leiden. Sie machten auch gar kein Hehl daraus, daß einer den anderen am liebsten ausgetilgt hätte. So grausam das klingt, ist es doch etwas sehr Gewöhnliches, denn nahezu jeder Mensch schickt mörderische Gedanken aus. Ein Glück, daß diejenigen, denen solche Anschläge zugedacht sind, ihrerseits ähnliche Gedanken haben, die sie schützend umgeben und den Feind zurückschlagen; sonst wäre die Erde rasch entvölkert. Nun hat es mit Zauberern insofern eine besondere Bewandtnis, als ihnen das Töten ausdrücklich untersagt ist. Zaubern mögen sie, soviel sie wollen, jegliches Verwandeln und Behexen steht ihnen frei, aber sie dürfen nichts Lebendiges vernichten. Aus diesem Grunde mußten die beiden Zauberer wohl oder übel ihrem finsteren Herzenswunsch entsagen und andere Wege finden, um sich gegenseitig das Leben sauer zu machen. Das taten sie denn auch mit großem Eifer und gerieten dabei an eine derart weitläufige Aufgabe, daß sie vollauf beschäftigt waren und schließlich den Gegner gar nicht mehr missen mochten.

Sie hießen Parock und Schneidebein. Ihren Namen sah man das Zauberhandwerk nicht an, und das war gut so, denn der Name soll kein Fingerzeig sein. Es gibt große und kleine Zauberer. Parock und Schneidebein waren keines von beiden, sie kamen aus der mittleren Lage und waren einander etwa ebenbürtig. Mag sein, daß Parock, der ein heiteres Gemüt besaß, den grämlichen Schneidebein an Erfindungskraft übertraf. Dafür gebot jedoch Schneidebein über eine feingespaltene List, die sich vorzüglich auf die Erfordernisse des Kleinkriegs verstand. Die Beiden zauberten recht ordentlich. Sie hätten ohne weiteres eine höhere Stufe ihrer Kunst erklimmen können; dazu wären nur ein wenig Studium und die übliche Prüfung nötig gewesen. Gerade das aber wollten Parock und Schneidebein auf keinen Fall. Die nächsthöhere Zauberstufe nämlich führte dicht an die große Weisheit, und dort hatten Zwist und Ränke nichts mehr zu suchen. Darum vermieden es unsere Zauberer, etwas dazuzulernen.

Nur niedere Zauberer machen ihre Arbeit allein; die Kundigen gebieten über einen Geist oder über mehrere Geister, die in festen Diensten stehen und Aufträge ausführen. Dabei kommt es weniger auf die Zahl der Gehilfen als auf ihre Beschaffenheit an. Parock befehligte nur einen einzigen Geist namens Waldemar. Dieser Waldemar war aber ein besonders kräftiger und geschickter Bursche, der es mit dreien aufnahm, beispielsweise mit Schneidebeins drei Geistern, kleinen Kerlchen, die nur gemeinsam etwas ausrichten konnten und darum auch nur einen gemeinsamen Namen besaßen. Sie hießen Ham-Ham-Ham. Verstehen wir uns recht: keiner von ihnen hieß Ham; der einzelne hatte überhaupt keinen Anspruch auf eine Anrede. Beschwor man jedoch das Wesen Ham-Ham-Ham, so erschienen alle drei und waren zu jeder Arbeit erbötig. Der Streit ihrer Herren machte den Gehilfen viel zu schaffen. Für gewöhnlich führen Geister ein recht erträgliches Dasein; sie werden maßvoll beansprucht und dürfen mit ihrer Freizeit beginnen, was sie wollen. Wie anders erging es diesen! Tag und Nacht hielt man sie in Bewegung, sie lagen in dauernder Fehde, ob sie mochten oder nicht. Und dabei mochten sie durchaus nicht. Im Gegenteil, sie trafen einander mitunter heimlich und fanden harte Worte für ihre Gebieter. Gern hätten sie sich gegen die nutzlose Plackerei empört, doch das stand ihnen nicht zu.

Es ist an der Zeit, endlich zu berichten, was Parock und Schneidebein für ihre Feindschaft taten. Daß Parock recht einfallsreich war, wurde bereits mitgeteilt. So kam es, daß Schneidebein, als er eines Morgens erwachte, sich von etwa hundert Eseln umgeben sah, die ihre gelben Zähne fletschten und ein greuliches Geschrei anstimmten. Schneidebein ließ sich nicht anmerken, daß ihn der Anblick verdroß. Er erhob sich, ging sicheren Blicks auf einen besonders boshaften Esel zu und hieb ihm mit seinem Zauberstab kräftig auf die Schnauze. Im Nu war der ganze Spuk verschwunden, und Parock mußte drei Tage lang einen geschwollenen Mund verbergen. Nicht genug damit, floß während dieser Zeit dicker Sirup aus Parocks Kamin. Der Geist Waldemar hatte alle Hände voll zu tun, um die Untat Ham-Ham-Hams einzudämmen, denn der Sirupzauber war seines Herrn schwache Seite. Auch hatte Schneidebein große Macht über das

Leder und nutzte sie weidlich aus. Wenn Parock sich unter Leuten zeigte, konnte es geschehen, daß er plötzlich barfuß ging und die Hosen verlor. Das war dann Schneidebeins Werk, der ihm Schuhe und Leibgurt weggezaubert hatte.

Aber auch Parocks Künste konnten sich sehen lassen. Am Sonntag vor Pfingsten hatte Schneidebein ein fettes Huhn geschlachtet. Es war nicht leicht gewesen, denn das Huhn hatte ihn in lateinischer Sprache auf das gröblichste beschimpft, und Schneidebein mußte sich sehr anstrengen, um Parocks Zauber zu brechen. Schließlich gelang es ihm jedoch, das Huhn nicht nur zum Schweigen zu bringen, sondern auch weichzukochen. Mit großer Freude über den kleinen Sieg setzte er die Terrine auf den Mittagstisch und hob den Deckel empor, um sich gütlich zu tun. Wer aber beschreibt seinen Schrecken, als sich aus dem Gefäß Parock erhob, ein winziger Parock, der Schneidebein eine lange Nase machte und Hühnerbrühe nach ihm spritzte? Es half wenig, daß der böse Feind bald hohnlachend verschwand, denn auch das Huhn stak nicht mehr in der Terrine. Im Gegenteil: kurz darauf trat es zur Tür herein und sprach auf lateinisch dort weiter, wo Schneidebein es unterbrochen hatte. Das war zuviel auf einmal. Schneidebein brachte nicht den Mut auf, sein leckeres Mahl von neuem zu bereiten; er schlug einen magischen Kreis um sich und aß, während Ham-Ham-Ham ängstlich Wache hielt, einen Teller Haferbrei. Zauberer haben es nicht leicht, wenn man es ihnen schwer macht.

Woher bezogen die Beiden wohl ihre zauberischen Maßnahmen? Nun, sie benutzten ungefähr die gleichen Bücher, in denen alles Wissenswerte verzeichnet stand. Mag sein, daß der Eine irgendein Druckwerk besaß, das der Andere noch nicht kannte; es war aber auch umgekehrt, und so blieben sie durchaus im Gleichgewicht. Die Bücher sahen eigentlich solche Zwistigkeiten nicht vor; sie strebten einem erhabenen Ziel entgegen und mieden die Abirrungen. Doch waren da gewisse untergeordnete Fußnoten, die in aller Unschuld mancherlei Anregungen enthielten. Aus diesen Fußnoten schöpften Parock und Schneidebein jene Tücken, die ihnen Genugtuung bereiteten, wenn sie sie anbrachten. Während Parock mit dem Übernommenen frei schaltete, hielt sich Schneidebein eng an den Buchstaben und an die

Reihenfolge. Man kann ruhig behaupten, daß er die anregenden Fußnoten Seite für Seite in zauberische Taten umsetzte. Parock wußte es und konnte darum immer rechtzeitig seine Vorkehrungen treffen. Er irrte sich nur ein einziges Mal, und das kam daher, weil in Schneidebeins Buch ein Blatt fehlte. Aber gerade dieser eine Fall wäre Parock beinahe zum Verhängnis geworden.

Eines Morgens läuteten drei Männer an Parocks Tür. Der Zauberer öffnete und hieß sie eintreten, denn er war es gewohnt, daß Leute von nah und fern ihn aufsuchten, um Zaubermittel, irgendeine kleine Beschwörung oder auch nur einen Ratschlag von ihm zu erlangen. Offen gestanden, nährten sich unsere Zauberer von derlei Geschäften, sie hatten sogar eine recht erkleckliche Kundschaft. Zauberer höheren Grades halten ihr Wissen nicht feil; wenn sie Geld benötigen, machen sie ein wenig Gold, und das reicht dann wieder für eine ganze Weile. Die beiden verstanden sich aber nicht auf das Goldmachen; also mußten sie, um leben zu können, ihre Kunst stückweise verkaufen. Sie lebten übrigens nicht schlecht. Parock war sogar ein richtiger Prasser; was er verdiente, ging für Essen und Trinken dahin, von weiterem nicht zu reden. Schneidebein hielt es anders. Er legte manches beiseite und hatte große Freude daran, seine Goldstücke in langen Reihen durch das Haus hüpfen zu lassen.

Eigentlich hätte es Parock stutzig machen müssen, daß seine drei Besucher einander so ungemein ähnlich sahen. Er hielt sie jedoch für Drillinge, und außerdem war er dermaßen bezecht, daß er sich, was seine Wahrnehmung betraf, auf keine bestimmte Zahl festlegen mochte. Höflich bat er, was er für drei ansah, in seine Studierstube und erkundigte sich nach den verehrlichen Wünschen. Es stellte sich heraus, daß die Fremden allesamt das Gleiche begehrten, nämlich ein Tränklein, das ihnen Frauengunst verschaffen sollte. Parock mischte es ihnen zurecht, empfing die geforderte Summe und geleitete den Besuch, der ihm immer noch dreifach vorkam, wieder hinaus. Kaum hatte sich die Tür geschlossen, so erscholl draußen ein höhnisches Gelächter. Parock ahnte nichts Gutes. Er stürzte in seine Studierstube und bemerkte dort mit jähem Entsetzen, daß sein Zauberstab nirgends zu finden war. Nun wurde dem Beraubten klar, daß hier Schneidebein seine Hand im Spiele hatte. Die Lage war

schlimm, denn was ist ein Zauberer ohne sein wichtigstes Instrument? Unverzüglich befahl Parock den kräftigen Waldemar herbei und teilte ihm das Geschehene mit. Waldemar seufzte und meinte, die drei Männer könnten nur Ham-Ham-Ham gewesen sein. Wenn dieser sich nicht schon allzu weit befinde, so hoffe er, ihm die Beute wieder abjagen zu können. Warum er nicht längst unterwegs sei! schrie Parock, und im gleichen Augenblick war Waldemar es schon. Mit einem gewaltigen Satz stand der Geist vor Schneidebeins Haustür, gerade rechtzeitig, um Ham-Ham-Ham zu empfangen, der eben keuchend und frohlockend anlangte. Es entspann sich wieder die übliche Rauferei, an der den Geistern so wenig gelegen war, daß schließlich Ham-Ham-Ham den Zauberstab gutwillig hergab. Schon wollte sich Waldemar entfernen, als Schneidebein aus der Tür trat und mit einem Wutschrei nach dem Stöckchen griff. Waldemar blieb nichts anderes übrig, als das Eigentum seines Herrn in weitem Bogen durch die Luft zu schleudern, und der Zufall wollte es, daß der nacheilende Parock den Zauberstab auffing. Wie immer, wenn der Zufall wie Vorbedacht aussieht, konnte man auch hier von Geschicklichkeit reden. Jedenfalls trennten sich die Gegner in unverminderter Kraft, und alles war wie zuvor.

Es war Schneidebeins ganzer Kummer, daß er sich nicht selbst verwandeln konnte. Wie sehr sich Parock darauf verstand, ist durch seinen Aufenthalt in der Suppenterrine erwiesen. Den Zauberstab wirken zu lassen und Geister auszusenden, ist nicht leicht, aber auch nicht schwer, denn man kann es lernen, wenn man die entsprechenden Bücher sorgsam studiert. Die verzwickte Kunst, sich in eigener Person zu verwandeln, steht jedoch in keinem Buch; sie will erraten sein. Parock hatte einst, bei der fünften Flasche Burgunder, den erhellenden Einblick getan; seitdem zermarterte sich Schneidebein den Kopf, um ein Gleiches zu erreichen. Es kam ein Tag, an dem der Strebende sich im Besitz des Geheimnisses glaubte. Und es kam ein Morgen, an dem Parock mit gesträubtem Haar im Bett saß, weil das Eisbärfell, das sonst vor dem Schreibpult lag, gierig nach seiner Kehle schnappte. Da es jedoch nicht zubiß, sondern nur fauchte und mit den Augen rollte, erkannte Parock bald seine wahre Natur. Waldemar kam zu Hilfe und räumte das Fell an seinen ge-

wohnten Platz. Dort lag es viele Tage lang und wurde von Parock weidlich getreten, ohne sich wehren zu können, weil Schneidebein – niemand anders war es – sich die erlösende Formel nicht ganz und gar zu eigen gemacht hatte. Endlich, als er schon reichlich zerstampft war, verfiel Schneidebein darauf, wie die Entzauberung zu bewerkstelligen sei, und entfloh, ein geschlagener Zauberer.

Immerhin hatte Schneidebein einen erheblichen Fortschritt gemacht, und da er zäh war, dauerte es nicht lange, bis er die Kunst, sich selbst zu verwandeln, meisterlich beherrschte. Wieder standen die beiden Zauberer einander mit gleichen, scharfgeschliffenen Waffen gegenüber. Ja, man darf wohl sagen, daß sie nun, wo es um die Feinheiten der Selbstverwandlung ging, erst richtig auf den Geschmack gerieten. Was sie bisher gezaubert hatten, kam ihnen nachgerade läppisch vor; sie dachten nur ungern daran zurück. Fortan begaben sich ganz andere Dinge. Wenn Schneidebein beispielsweise vor dem Spiegel stand und sein Haar zurechtbürstete, erblickte er statt seines Ebenbildes Parock, der ihn nachäffte und dabei widerwärtig grinste. Es hätte gar nichts genutzt, den Spiegel zu zerschlagen, denn dem Gegner wäre dadurch kein Schaden entstanden, wohl aber dem Eigentümer des teuren Glases. Kam Parock nach Hause, so sah er nicht selten sich selbst, wie er leibte und lebte, aus dem Fenster lehnen. Schneidebein war es, der Parocks Gestalt angenommen hatte und obendrein die Dreistigkeit besaß, begonnene Schriftsätze, die auf dem Schreibpult seines Gegners lagen, zwar in der gleichen Schrift, jedoch äußerst sinnwidrig weiterzuführen.

Sobald einer von beiden ausging, um Freunde oder Kunden zu besuchen, konnte es geschehen, daß man ihn verwundert ansah und fragte, ob er irgend etwas zurückgelassen habe. Auf vorsichtiges Befragen stellte sich dann heraus, daß der feindliche Doppelgänger zuvor dagewesen war und die Leute genarrt hatte. Parock, der Schlaue, wußte übrigens dem Spiel eine gute Seite abzugewinnen. Als er sicher war, daß Schneidebein, um ihn zu ärgern, seine – Parocks – Obliegenheiten getreulich erfüllte, blieb er zwei Wochen hindurch einfach zu Hause, gab sich dem Wohlleben hin und strich die Gelder ein, die Schneidebein an seiner Statt verdiente. Für Schneidebein, der auf Gegenseitig-

keit gerechnet hatte und sich unversehens sehr geschädigt sah, war es ein harter Schlag. Er rächte sich, indem er als täuschend ähnlicher Parock so lange im Astwerk eines Waldbaumes hing, bis es allgemein bekannt wurde, daß der wohlgelittene Mann sich selbst entleibt habe. Parock mußte viel Zeit und Mühe aufwenden, um seine Kundschaft, die sich verlaufen hatte, wieder herbeizuziehen. Wer sich damals in der Gegend aufhielt, konnte zuweilen einen überaus kuriosen Anblick beobachten. Es gab Tage, an denen man zwei Parocks, und solche, an denen man zwei Schneidebeins in einem Abstand von zehn oder zwanzig Schritt hintereinander gehen sah. Nur der Kundige hätte unterscheiden können, was da echt und was da Blendwerk war.

Sie trieben es arg, die beiden Zauberer. Sie trieben es so arg, daß sie vor lauter Verwechslung und Doppelgängerei zuweilen nicht mehr wußten, wer sie nun eigentlich waren. Die stete Übung wurde zur Gewohnheit, die Gewohnheit zu einer verderblichen Lässigkeit, und eines Tages war das Unglück da. Jeder Zauberer, der im Begriff steht, eines Anderen Gestalt anzunehmen, muß nämlich vorher auf einem Zettel ein ganz bestimmtes magisches Zeichen ziehen und darunter schreiben: »Eigentlich bin ich Parock« oder wie er sonst gerade heißt. Nur dann, wenn ein solches Papierchen ausgefertig wurde, läßt sich die Verwandlung später lösen. Als Parock und Schneidebein sich wieder einmal ineinander verzauberten, unterlief ihnen ein kleines, aber entsetzliches Versehen. Anstatt ihren eigenen Namen unter das Zauberzeichen zu setzen, schrieben sie den Namen ihres Widersachers nieder und schnitten sich, ohne es zu ahnen, damit selbst die Rückkehr ab. Sie waren vertauscht und blieben vertauscht.

Nicht genug damit, büßten sie zugleich ihre besondere Gabe ein. Parock wußte mit Schneidebeins Zauberstab und dem Geist Ham-Ham-Ham nichts zu beginnen, während Schneidebein Parocks Stäbchen für einen Trommelstock hielt und den dienstbereiten Waldemar gänzlich übersah. Man kann es den Geistern nicht verdenken, daß sie, des Nichtstuns überdrüssig, schließlich ihre Herren verließen und sich einem durchreisenden Zauberer anschlossen, der sie ordentlich zu beschäftigen verstand. Was aber wurde aus unseren Beiden? Nun, sie litten keine Not,

denn niemand kam dahinter, daß sie gar nicht mehr zaubern konnten; sie behielten ihre Kundschaft, ja, sie vermehrten sie und gelangten zu großem Wohlstand. Späterhin sollen sie, weil sie beide das Gleiche zu verbergen und auch sonst manches gemeinsam hatten, sogar Freunde geworden sein.

Der verschwundene Knabe

»Auf diesem Bild kann man so richtig spazierengehen«, sagte der Vater des kleinen Jungen jedesmal, wenn er einen Besucher vor das alte Gemälde führte. Er meinte damit natürlich, daß man einen solchen Spaziergang allenfalls mit den Augen oder, besser gesagt, im Geiste unternehmen könne, aber der kleine Junge verstand es ein wenig anders, er verstand es auf seine Art. Das Haus, in dem der Knabe aufwuchs, enthielt noch viele andere Gemälde, davon manches weitaus kostbarer war als gerade dieses eine. Über jedes von ihnen ließ sich etwas sagen (und der Vater sagte es auch), doch von keinem konnte man behaupten, daß es zum Spazierengehen geeignet sei. Darum war das Bild dem Jungen besonders lieb.

Der Vater ahnte nicht im geringsten, was er mit seinem treffenden Wort angerichtet hatte. Aber das geht uns allen so; wir tun leichthin irgendeine Äußerung, und die verfliegt dann nicht im Winde, sondern senkt sich irgendwo ein, beginnt zu wachsen und tritt uns eines Tages leibhaft in den Weg. So geschah es hier. Hätte man auf den Knaben besser geachtet, als es in einem derart weiträumigen Hause möglich war, so wäre man dahintergekommen, daß er Stunden um Stunden vor dem Bilde zubrachte, still und gespannt ins Schauen vertieft. Im Grunde war das nicht weiter verwunderlich, denn es gab außerordentlich viel zu sehen. Von der Tiefe des Ausblicks wollen wir gar nicht sprechen; die Landschaft, die sich da auftat, nahm nur deshalb überhaupt ein Ende, weil eine blaue Gebirgskette im Hintergrund ihr Einhalt gebot. Durch die Landschaft schlängelten sich Bäche, über die Bäche führten Brücken, und auf den Brücken gingen Menschen, die ihre Felder bestellen, Handel treiben oder sonst etwas Nützliches verrichten wollten. Die vielen Bäche waren wohl auch die Ursache, warum dieser Landstrich so über alle Maßen fruchtbar war. Seine Bewohner, obwohl an Zahl nicht gering, hatten ihre liebe Not, all das Getreide und Heu einzubringen, die prallen Viehherden zusammenzuhalten und das Wild, das sich allerorten zeigte, mit wohlgezielten Kugeln in Wildbret zu verwandeln. Schmucke Dörfer traf man auf Schritt und Tritt, und der

Hufschmied, der im Vordergrund seinem Handwerk nachging, konnte bestimmt nicht über schlechte Zeiten klagen.

Ja, der Hufschmied, der hatte es dem Knaben am meisten angetan. Ob es die feurige Esse war, die den kräftigen Mann im Lederschurz seitlich bestrahlte, oder der weit ausholende Schlag, der dem Eisen auf dem Amboß galt, oder auch nur das Pferd, welches offenkundig von dem rußigen Burschen das Beste erwartete – jedenfalls verweilten die Augen des Knaben hier länger als an irgendeinem anderen Ort. Und nicht die Augen allein. Denn nach einer Weile, wenn sich der Junge richtig hineingeschaut hatte, hörte er die Hammerschläge fallen und roch den Dunst der Werkstatt, den Geruch von Eisen, Horn und Feuer.

So sah das Bild aus, und so stand es um den Knaben, der nicht davon abließ, es immer von neuem zu betrachten. Dies alles wäre jedoch kaum erzählenswert, wenn sich nicht einst, sagen wir an einem Juninachmittag, etwas begeben hätte, das entschieden die Niederschrift verlangt. Wieder stand der kleine Junge vor dem alten Gemälde, wieder ließ er seine Augen schweifen und besonders lange auf der Schmiede verweilen. Mit einem Mal schien es dem Knaben, als zwinkerte der Schmied ihm listig zu. Zugleich empfand er, daß es gar nicht unmöglich, ja, auch nicht so schwer sein dürfe, wirklich und wahrhaftig in den gemalten Raum einzugehen. Er versuchte es, er gab sich einen kleinen Ruck, der Ruck kostete ihn einen ebenso kleinen Schmerz, und im nächsten Augenblick befand sich der Knabe nicht mehr vor dem Bild, sondern mitten drin, mitten in der Landschaft, die so üppig wuchs und so viele Menschen und Tiere nährte. War das eine Lust! Nicht allein, daß sich ein unendliches Spielfeld eröffnete, nein, was zuvor starr gewesen war, bewegte sich nun, alles lebte sein eigenes Leben. Die Sensen, von kundiger Hand geführt, zischten im Korn, über die Brücken trappelten bepackte Pferde, Schüsse knallten, Bauernmädchen gaben ein fröhliches Lachen von sich, die Bäche quirlten und sprangen, Lerchen jubilierten, und aus der Schmiede kamen heftige, klingende Schläge.

Der kleine Junge verlebte einen wundervollen Nachmittag. Er war überall und nirgends, er lief hierhin und dorthin, wo früher nur seine Augen verweilt hatten, und überzeugte sich davon, daß jedes Ding rund und greifbar geworden war. Menschen, die

er bislang nur vom Rücken her gekannt hatte, wiesen ihm ihr Gesicht, und die anderen bekamen dafür einen Rücken, einer unter ihnen, bei dem man es nie vermutet hätte, sogar einen Buckel. Es zeigte sich bald, daß der Knabe bei jedermann wohlgelitten war, und das hing, glauben wir, mit der Fröhlichkeit seines Herzens zusammen. Wo er hinkam, rief man ihm gute Worte zu, die er allerdings nicht verstand, denn hier sprachen die Menschen flämisch. Zu guter Letzt stand der Junge bei seinem Freund, dem Schmied, in der Werkstatt und trat den Balg, daß die Funken stoben. Der Schmied hatte ihm gleich die Hand gereicht und sonst kein Wort gesprochen; das war unter Männern auch nicht nötig. Ehe sich der Knabe versah, waren dann einige Stunden vergangen, und es wurde Zeit, an die Heimkehr zu denken. Wie die zustande kam, wußte der Junge später selbst nicht. Jedenfalls verspürte er abermals den kleinen, schmerzlichen Ruck und stand plötzlich wieder in dem Zimmer, aus dem er gekommen war.

Welche Gefühle ihn nach diesem Abenteuer bewegten, vermögen wir nicht auszudrücken; die Feder kann nicht alles, was sie will. Beschränken wir uns auf die Vermutung, daß vor ihm noch nie ein Knabe lebte, der ein so großes und schönes Geheimnis ganz für sich allein besaß. Und das muß er wohl gewußt haben, denn er gab es niemandem preis. Von nun an verbrachte der Junge jede Stunde, die ihm gehörte, in dem Bild. Er schlüpfte hinein und heraus, er hatte bald eine solche Übung darin, daß er kaum noch den kleinen Schmerz empfand, ohne den es nun einmal nicht ging. Geheimnisse machen ihre Hüter listig, und so kam es, daß auch unser Knabe, um bei seinem Tun nicht überrascht zu werden, zur List griff. Der Raum nämlich, in dem das zauberische Bild hing, war dem Jungen niemals zugedacht worden. Streng genommen, hatte er darin nichts zu suchen, denn das Zimmer sollte gelegentlich Gäste beherbergen und niemanden sonst. Aber so streng nahm man es zum Glück nicht, und als der Junge zu Hause erklärte, er bastele an einer wichtigen Erfindung, die nur in diesem Zimmer gedeihen könne und vorläufig tief geheim bleiben müsse, gestattete man es lächelnd, daß er sich in seine selbsterwählte Klause zurückzog. Man fand sogar nichts dabei und hielt es seinem kindlichen Eifer zugute, wenn er sich regelrecht einschloß. So war denn alles in bester Ordnung. Die

List beschirmte das Paradies, und das Paradies gehörte einem kleinen Jungen, der sich darin umzutun wußte.

Jede List steht so lange, bis sie fällt; allzulange dauert das nie, denn das Leben steckt voller Gegenlist. Eines schönen Tages, als der Knabe seinen Freuden nachging, kamen unerwartet Gäste, gute Bekannte, die wirtlich untergebracht sein wollten. Das Haus war groß und barg mehrere Gastzimmer, doch die reichten nun nicht aus; auch der Raum, den der Knabe in Besitz genommen hatte, sollte belegt werden. Da die Tür verschlossen war, klopfte man, erst zart, dann kräftig. Es kam keine Antwort. Wenn ein Knabe gerade den Schmiedebalg tritt, kann er natürlich nicht hören, was draußen vorgeht. Wie aber soll man wissen, daß ein Knabe, den man dicht hinter einer Tür wähnt, sich in Wirklichkeit – wenn man so sagen darf – weit fort inmitten einer flämischen Landschaft befindet? Das kann man eben nicht wissen, und darum wurde die Tür gewaltsam aufgebrochen. Eltern und Gäste traten beunruhigt ein und suchten nach dem Jungen, der nicht aufzufinden war, der sich auf unerklärliche Weise verflüchtigt haben mußte, denn der Schlüssel stak innen in der Tür, und die Fenster des Gastzimmers waren fest geschlossen. Das Unglaubliche glaubt man nicht gern. Dies mag erklären, warum man die Suche im ganzen Hause und späterhin auch im Freien fortsetzte, obwohl jede Vernunft dagegen sprach. Die Gäste hatten sich ihren Einzug friedvoller vorgestellt; es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie daran nicht festhielten, sondern sich eifrig an der Fahndung beteiligten.

Während alle Anderen den verschwundenen Knaben in immer weiter gedehnten Kreisen suchten, trieb es den Vater mit geheimer Gewalt in das Gastzimmer zurück. Da war kein noch so kleiner Gegenstand, den er nicht wieder und wieder umgewendet und erforscht hätte; sogar eine Tabaksdose und ein Tintenfaß wurden gründlich geprüft. Plötzlich fiel des Vaters Blick auf das Bild, und er machte dabei eine sonderbare Entdeckung. Diese Entdeckung wäre ihm nie gelungen, wenn er das Bild, auf dem man spazierengehen konnte, nicht so genau gekannt hätte. Er kannte es aber in allen seinen Einzelheiten und stutzte, weil jetzt – wie hingezaubert – in der Dorfschmiede ein Lehrbube stand, den er nie zuvor dort gewahrt hatte. Als er sich die Gestalt näher

besah, erkannte er deutlich seinen eigenen Jungen. Das aber war mehr, als selbst ein Kunstfreund zu fassen vermag. Deshalb verließ der Vater das Zimmer und gesellte sich den Übrigen zu, die ermüdet von ihrer zwecklosen Suche zurückkehrten.

Die Nacht kam, ohne daß der Knabe gefunden worden war. Die Nacht wich einem Tag, der die Gäste verlegen und bedrückt abreisen sah, doch von dem Knaben fehlte noch immer jede Spur. Der Vater suchte nicht mehr. Er saß unverweilt vor dem Bilde und blickte auf den Lehrbuben, der seinem Jungen so seltsam ähnlich sah. Endlich, am fünften Tag, entschloß er sich, einen Freund des Hauses zu Rate zu ziehen und ihm anzuvertrauen, was ihn insgeheim bewegte.

Der Freund des Hauses ließ sich nicht lange bitten. Es war ein ungemein kluger, alter Herr, der über einen weißen Bart und bedeutende Kunstkenntnisse verfügte. In aller Ruhe hörte er sich an, was der Vater zu berichten hatte und welche Vermutungen er daran knüpfte. Als der Vater zu Ende gekommen war, setzte sich der alte Herr eine goldene Brille auf, nahm eine Lupe zur Hand und betrachtete das Bild sehr eingehend, im großen ganzen und im einzelnen. Das dauerte, dem Ernst der Stunde angemessen, eine ganze Weile, aber schließlich war er damit fertig, nahm die Brille ab und sprach: »Lieber Freund, ich verstehe nur allzu gut, was Sie zu Ihren absonderlichen Gedankengängen trieb, aber ich muß Ihnen unrecht geben. Gewiß hat der Lehrbub – oder sollte es gar ein Geselle sein? – eine unleugbare, sogar recht auffällige Ähnlichkeit mit Ihrem verschwundenen Sohn. Doch was will das, in einer Welt des Zufalls, schon sagen? Sie dürfen mir glauben, daß sich auf diesem Bilde, seitdem der Künstler es aus seiner Werkstatt entließ, nichts geändert hat; es ist eines der besterhaltenen Gemälde, die ich kenne. Und mehr als das. Der Lehrbub oder Geselle, den Sie als spätere Hinzufügung ansehen, er ist nicht nur keine Hinzufügung, sondern im Gegenteil der Kernpunkt des ganzen Bildes. Ja, ich stehe nicht an, sogar zu behaupten, daß er, gerade er, zu Anfang erdacht und hingesetzt wurde, daß rund um ihn alles andere überhaupt erst entstand. Dabei muß ich bleiben, so leid es mir tut.«

Dabei blieb er, und es blieb auch dabei, daß der Knabe ein für allemal verschwunden war.

Eine Schulstunde

Der Lehrer für Zoologie legte großen Wert auf anschaulichen Unterricht. Aus diesem Grunde brachte er die Tiere, deren Merkmale und Lebensweise erläutert werden sollten, stets in die Schule mit. Ein anderer Schulleiter hätte vielleicht Einspruch erhoben, denn von Rechts wegen gehören lebende Tiere, vor allem Raubtiere, nicht ins Klassenzimmer, ganz davon zu schweigen, daß sie unter Umständen den Schülern gefährlich werden können. Der Mann jedoch, dem die Schule unterstand, war ebenfalls der Meinung, Unterricht könne nicht anschaulich genug sein. Bevor er sich anschickte, Geschichtsstunde zu erteilen, pflegte er die Tracht der jeweils behandelten Zeit anzulegen, und solange man die Dramen des großen Shakespeare durchnahm, sahen ihn seine Schüler nie anders als glatzköpfig und spitzbärtig. Es versteht sich demnach, daß er der Letzte gewesen wäre, der dem Lehrer für Zoologie sein Tun verwiesen hätte.

Wir haben wenig Ursache, aus zahllosen Unterrichtsstunden, die der Tierkunde gewidmet waren, gerade die folgende herauszugreifen, denn sie alle spielten sich mehr oder weniger in gleicher Weise ab. Will man aber anschaulich werden, so muß man sich schon entschließen, ein Exempel zu geben, und das geschehe hiermit. Die Stunde, von der wir berichten, war dem Bären gewidmet.

Die Schüler wußten das bereits, denn der Unterricht ließ sich vom Lehrbuch leiten, und das Lehrbuch verhieß ihnen eben dieses Tier. Sie waren daher nicht erstaunt, als der Lehrer, indem er eintrat, einen großen braunen Bären an der Kette hinter sich herzog. Einige freilich traf das hart, weil sie mit einem Eisbären gerechnet und kleine Geldbeträge darauf gewettet hatten; den schlimmsten Verlust erlitt ein Schüler namens Artur, der alles, was er besaß, auf einen Malaienbären gesetzt hatte, in der Meinung, ein solcher sei besonders handlich und für die Schulstube wie geschaffen. Da die Gewinner in der Überzahl waren, erhielt das Tier freundlichen Beifall. Unbekümmert darum, kauerte der Bär sich nieder und blinzelte die Klasse listig an.

Die gute Aufnahme, welche sein Begleiter gefunden, tat dem

Lehrer sichtlich wohl. Er, der von den heimlichen Wetten nichts wußte, konnte sich nie erklären, warum gewisse Tiere beifällig begrüßt und andere mürrisch hingenommen wurden. Er schrieb es einer seltsamen, aus Urzeiten herrührenden Wechselbeziehung zwischen Mensch und Tier zu und arbeitete in den Mußestunden an einem großen Werk, dem er die Erfahrungen, die er mit seinen Schülern machte, vertrauensvoll zugrunde legte. Beglückt über die Tatsache, daß gerade der Bär, den er aufs höchste schätzte, den Schülern wohlgefiel, setzte er sich ans Katheder und eröffnete die Stunde.

»Ehe man sich«, sprach er, »über einen Gegenstand neues Wissen aneignet, soll man besinnlich herzählen, was man über diesen Gegenstand bereits weiß oder über ihn zu wissen vermeint. Was weißt du, Artur, über Bären?«

Der Aufgerufene befand sich nicht in der besten Laune, denn er rechnete eben seine Verluste nach. Unwillig stand er auf und antwortete: »Es gibt vielerlei Bären: Himbeeren, Erdbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren, Johannisbeeren –«

»Schluß!« rief der Lehrer. »Das ist weder ergiebig noch geistreich, und ich verbitte mir solche Abschweifungen in die Botanik. Wir treiben hier Zoologie, dumme Witze sind uns ein Greuel, und wer nichts weiß, möge lieber schweigen – mit einem Wort: es geht nicht an, daß man in Anschauung eines lebendigen Tieres von Früchten spricht, die ihm allenfalls als Nahrung dienen könnten, jedoch nichts mit ihm selbst zu schaffen haben. Setze dich, Artur, und danke es meiner Langmut, wenn ich dich nicht strafe. Du hingegen, Paul, wirst mir gewiß über den Bären zu erzählen wissen. Ist dir irgendeine Eigenschaft bekannt, die den Bären von anderen Tieren unterscheidet?« Paul, der bei den Wetten nicht übel abgeschnitten hatte, war durchaus erbötig, dem Lehrer Auskunft zu geben. Daß es ihm nicht geriet, hing mit einem Mangel an Klugheit zusammen, der angeboren war.

»Der Bär«, erklärte Paul frohgelaunt, »ist eßbar.«

Das war nun wirklich eine alberne Antwort, die selbst der Lehrer belächelte, indes das Schulzimmer vor Lachen widerhallte. Paul lachte auf alle Fälle mit, nicht wissend, wie er die große Wirkung zustande gebracht hatte. Als der Lärm sich legte, nahm der Lehrer die Führung wieder auf.

Inhalt

Zwist unter Zauberern [1937] 5
Der verschwundene Knabe [1937] 13
Eine Schulstunde [1938] 18
Eine ernste Geschichte [1938] 23
Ein dummer Mensch [1939] 26
Die ruhelose Kugel [1939] 33
Jedes dritte Streichholz [1940] 36
Wo ist Onkel Bertram? [1940] 43
Schlechte Schüler [1941] 53
Der Dazukauf [1941] 56
Geteiltes Wissen [1942] 59
Mal was andres [1947] 62
Nihilit [1947] 67
Ein gewisses Zimmer [1948] 69
Ein schönes Hochzeitsfest [1949] 73
Der nackte Mann [1949] 80
Wer ist man? [1949] 86
Schnell gelebt [1951] 91
Das ungastliche Gasthaus [1952] 93
Ein Brief aus China [1952] 101
So groß ist der Unterschied nicht [1952] 107
Herr G. steigt aus [1954] 114
Kuriose Zeche [1954] 119
Drei Männer im Park [1954] 123
Die gläserne Stadt [1954] 128
Die Weissagung [1955] 133
Im falschen Zug [1957] 139
Die Audienz [1957] 146
Alles für die Gäste [1957] 155
Die Fliege [1957] 160
Bruder Hans [1958] 164
Im hohen Norden [1958] 170
Der Kutscher [1958] 177
Meine Diebe [1958] 183
Nach Hause [1958] 189

Herr Schramm verreist [1959] 194
Villa bei Nacht [1959] 201
Picknick am Strand [1961] 205
Es [1961] 211
Auf dem Sterbelager [1962] 215
Lauter Eierbecher [1962] 219
Der friedliche Herzog [1962] 225
Eugen [1962] 231
Theater im Dorf [1962] 236
Ein verächtlicher Blick [1962] 242
Herr über Nichts [1963] 246
So soll ein Buch nicht sein [1963] 251
Ein Schlüsselbund [1965] 256
Kein Tag wie jeder andere [1966] 260

Anhang

Wie mit der Lupe 269
Nirgends zeigt sich Sinn
Ein Selbstporträt 274
Autobiographisches 276
Nekrolog auf einen Miniaturisten 279
Zeittafel 281
Nachwort
von Barbara Kusenberg 283
Das Anti-Erhabene oder: »Ein Kafka für Fröhliche«?
Gedanken beim Wiederlesen von Kurt Kusenbergs
Erzählungen
von Jan Philipp Reemtsma 287
Textnachweise 276